

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 10

Artikel: Zum Begriff der Sozialwissenschaften
Autor: Greiffenhagen, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bestätigung der Wissenschaftlichkeit ihres Faches aber auch die praktische Ergiebigkeit ihrer Untersuchungen unter Beweis zu stellen haben. In öffentlichen Dingen fühlt sich jeder Schweizer als Sachverständiger, und nichts ist ihm dabei mehr zuwider, als Selbstverständliches um teures Geld in schwer verständlichem Wissenschaftsjargon erneut vorgekauft zu bekommen.

Damit besteht die Möglichkeit, dass die erwähnte Chance zum Fallstrick werden könnte. Es wäre jedenfalls der künftigen Entwicklung der Soziologie in unserem Lande kaum zuträglich, wenn nun alles auf die Karte der demonstrativen Nutzanwendung dieser Wissenschaft gesetzt würde. Die Antwort auf die Frage, wieviel Soziologie unsere Gesellschaft brauche, sollte unter diesen Umständen vorläufig nicht allzu stark forciert werden. Eine vorschnelle abschliessende Beantwortung liegt weder im Interesse der Soziologie noch in jenem der Öffentlichkeit. Sie wird sich um so leichter und um so richtiger ergeben, je selbstverständlicher die Sozialforschung ihren Beitrag zur Gegenwartsanalyse leistet und je klarer sie sich dabei ihrer Grenzen bewusst bleibt.

Richard Reich

Zum Begriff der Sozialwissenschaften

MARTIN GRIFFENHAGEN

Sozialwissenschaften sind heute modern. Diese Modernität und Aktualität erfährt – wie man weiss – durchaus unterschiedliche Beurteilung. In beidem, in der Verurteilung der Sozialwissenschaften als «Modewissenschaften» wie in dem Versuch ihrer Etablierung als «Grundwissenschaften», spiegelt sich die Ungeklärtheit der Situation, in der die Sozialwissenschaften sich selber befinden und die ihr Selbstverständnis bis heute bestimmt. Wir wollen versuchen, diese Situation zumindest begreiflich zu machen und setzen ein mit einer These, die den Sozialwissenschaften innerhalb der Geschichte der Menschheit einen bestimmten epochalen Abschnitt zuweist, für den sie in besonderer Weise kennzeichnend sein sollen: eben die Moderne.

Eine These

In diesem Sinne schreibt Ralf Dahrendorf: «Was die Theologie für die mittelalterliche Feudalgesellschaft und die Philosophie für die Zeit des Überganges zur Moderne bedeutet, das bedeutet die Soziologie für die industrielle

Gesellschaft. Alle drei Disziplinen waren oder sind, von ihren ausdrücklichen Erkenntnissen abgesehen, Instrumente der Selbstdeutung historischer Epochen.»¹ Wir wollen einer genaueren Differenzierung des Plurals im Worte «Sozialwissenschaften» hier nicht nachgehen und sprechen im folgenden durchaus gleichsinnig von «den Sozialwissenschaften», «der Sozialwissenschaft» und «der Soziologie», wobei die Soziologie, wie in dem zitierten Abschnitt, den Sinn des pars pro toto hat. Die Sozialwissenschaft also, sagt Dahrendorf, soll unserer Zeit, die wir Moderne zu nennen pflegen, in besonderer Weise zugeordnet sein, und die Selbstdeutung unserer Epoche soll sich wesentlich in Kategorien der Sozialwissenschaft vollziehen; sie soll das im Unterschied zu den Orientierungskategorien früherer Epochen, für die Dahrendorf Theologie und Philosophie nennt. Zunächst leuchtet unmittelbar ein, was mit dieser epochalen Zuordnung gemeint ist. Solange das Selbstverständnis wesentlich durch Theologie vermittelt wird, versteht sich der Mensch als von göttlichem Willen abhängig, und das heißt negativ: nicht als Schöpfer seines Geschickes. Auch Gesellschaft wird verstanden als Abbild und Spiegel göttlicher Ordnung, als göttlichem Gebot verpflichtet.

Anders verhält es sich, wo der Mensch seine Existenz in philosophischen Kategorien auslegt. Philosophie, begriffen in ihrem Gegensatz zur Theologie, kommt in Gang durch den Zweifel an göttlicher Autorität, durch die Skepsis gegenüber einer durch diese Autorität vermittelten und gestützten Tradition und durch die Kritik an der ewigen Gültigkeit von Institutionen. Als wahr gilt nun, was der Mensch auf die Frage nach dem, was er ist, selber zur Antwort gibt und was sein zweifelnder Geist im Ausräumen von Vorurteilen als wirklich erkennt. Die durch Philosophie zu kennzeichnende Epoche der christlich-abendländischen Geschichte ist deshalb erfüllt von den Entwürfen und Systemen eines sich aus religiöser «Unmündigkeit» zur Autonomie befregenden Menschen.

Für die Moderne soll nun, der anfänglich vorgetragenen These zufolge, die Sozialwissenschaft den Horizont menschlicher Selbstdeutung liefern. Das Besondere des sozialwissenschaftlichen Aspektes liegt, so ist zunächst zu vermuten, in der Reduktion der Größen, die für die Theologie und die Philosophie axiomatischen Sinn besessen, auf «Gesellschaft», auf eine Größe also, die – was immer sie sonst bedeuten mag – das Individuum und seine Entscheidungen, die Person und ihren Glauben, ihr Bewusstsein, transzendiert. Die letzte Quelle der Welterkenntnis soll nicht mehr göttlicher Wille, auch nicht menschlicher Geist sein, sondern nun sind es soziale, ökonomische und allgemein: politische Kräfte, die in einer technisch bestimmten Welt den Willen des Einzelnen in ihren Bann schlagen und auf diese Weise «Geschichte» machen.

Wir lassen die Frage, ob sich die Sozialwissenschaften zum Deutungsmedium unserer Zeit eignen – nachdem wir sie gestreift haben –, zunächst

auf sich beruhen und versuchen jetzt, zu einem immanenten Verständnis dieses neuen, modernen Wissenschaftskomplexes zu kommen. Es gibt eine berühmte Charakterisierung der Sozialwissenschaft, die zur Darstellung ihres systematischen Ortes dienen kann: ihre Kennzeichnung als «Oppositionswissenschaft». Der Sinn dieses Wortes erschliesst sich in zweifacher Hinsicht: Sozialwissenschaft ist Oppositionswissenschaft einmal in sozialpolitischem, zum anderen in erkenntnistheoretischem Sinne. Beide Verständnisse von Opposition hängen, wie wir sehen werden, eng zusammen.

Sozialwissenschaft – Oppositionswissenschaft

Der Wandel der alten ständischen Gesellschaft zur neuen Industriegesellschaft hin erzwang bei einer bestimmten, von diesem Wandel besonders betroffenen Menschengruppe eine sozialpolitische Reaktion. Alfred Weber hat diese Gruppe mit dem Begriff der «sozial freischwebenden Intelligenz» gefasst. Diese aus den bisherigen Standessicherungen herausgefallenen Intellektuellen waren der Vortrupp einer Gesellschaft, die heute im ganzen durch eine Mobilität und Dynamik gekennzeichnet ist, die jene kritischen Geister auszeichnete, unter denen sich vor allem zwei extreme Richtungen hervorhoben: die Restaurativen und Revolutionären, oder: die Konservativen und die Sozialisten.

Die Konservativen empfanden den Wandel zur neuen Gesellschaft durchweg negativ als Abfall von der alten, als einen beklagenswerten Irrweg, der um jeden Preis (und diese Redewendung wurde von einzelnen bitter ernst genommen) rückgängig gemacht werden müsse. Gesellschaft bedeutet ihnen ständische Gesellschaft und agrarische Gesellschaft. Revolution erschien ihnen als ein Fieber, das man niederschlagen muss. Die konservative Kritik am «gegenwärtigen Zeitalter» wurde durchweg formuliert im Horizont der alten Gesellschaft, die man für ewig, für alle Zeit vorbildlich, verbindlich und wahrhaft massgebend ansah. Diese Kritik reicht von einem so bedeutsamen Dokument wie Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung bis zu weniger fundierten Theorien des gegenwärtigen Zeitalters in der Gegenwart.

Anders die sozialistisch-revolutionären Sozialpolitiker jener Umbruchzeit: Ihr Horizont war nicht die Vergangenheit im Sinne der verpflichtenden Herkunft, sondern die Zukunft als die geschichtlich möglich gewordene Freiheit zur wahren Humanität. Die richtige Gesellschaft galt und gilt ihnen als eine noch zu verwirklichende, zu schaffende, ja zu konstruierende Versuchsordnung von gerechter Soziätät.

Wie man heute leicht sehen kann, bestehen zwischen beiden sozialpolitischen Richtungen, der konservativen und der sozialistischen, enge Beziehungen. Auch der Sozialist – und das gilt nicht zuletzt für Marx – orientiert sich bei seiner Vorstellung von einer intakten Gesellschaft an einem harmo-

nisierenden Bilde von der bis heute beschworenen sogenannten «heilen Welt». Der Verlust einer mehr oder weniger selbstverständlichen Verortung aller Menschen in vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturen führte zu einer allgemeinen Sehnsucht nach sozialer Integration. Die Doppelgesichtigkeit der revolutionären Haltung wird besonders bei Rousseau deutlich, den man ja für die konservative als auch für die revolutionäre Blickrichtung beanspruchen kann.

Jede sozialpolitische Orientierung aber treibt notwendig zur Analyse der sozialen Gegenwart, oder anders gesagt: in der Sozialpolitik ist die Sozialwissenschaft als theoretische Erkenntnisabsicht immer schon eingeschlossen. Der Abstand, den die sozial freischwebende Intelligenz zur Gesellschaft hat, in der sie lebt, führt sie zur Erkenntnis des gesellschaftlichen Wandlungsprozesses selbst. Es handelt sich hier um ein altes Prinzip jeder Erkenntnis, demzufolge ich nur das erkennen kann, zu dem ich einen gewissen Abstand habe. Für die Sozialwissenschaft bedeutet diese Distanz meist, vielleicht immer, eine Lage, die Hans Freyer einmal die «Post-Mortem-Situation» der Soziologie genannt hat, das heißt gesellschaftliche Strukturen enthüllen sich mir stets als vergangene oder vergehende. Der Sozialwissenschaftler gerät deshalb häufig in den Verdacht eines «zersetzenden» Denkens. Mit gutem Grund: bringt doch seine «Analyse» die Gesellschaft zum Bewusstsein ihres Wandels; und immer da, wo solcher Wandel nicht gesehen, geleugnet oder abgelehnt wird, gerät der Sozialwissenschaftler in Gegensatz zu seiner Gesellschaft. Hier liegt der Grund dafür, dass es in totalitären Staaten keine freie Sozialwissenschaft geben kann und keinen wertfreien Sozialwissenschaftler geben darf.

Die Sozialwissenschaft ist also selber Produkt des Wandels, den sie kritisch feststellt. «Kritisch» meint dabei sowohl sozialpolitisch wie sozialwissenschaftlich. In dem Masse, in dem die moderne Gesellschaft nicht in selbstverständlicher Ordnung lebt, sondern Problem geworden ist, fordert sie zur theoretischen Analyse und zur praktischen Integration heraus. Übrigens steckt in dem Begriff des «Modernen», der «Modernität» selbst bereits das Moment des Unabgeschlossenen, dem Wandel Unterworfenen, in der Entwicklung Begriffen. Modern heißt nicht «neu», sondern «immer neu» und auf Zukunft berechnet. Wenn ich «modern» sage, denke ich den Wandel zu weiterem Neuen mit. Der Sozialwissenschaftler hat es deshalb bei seiner Analyse der modernen Gesellschaft weniger mit statischen Tatsachen als mit Trends zu tun. Selten stellt er fest: dies oder jenes ist so oder so, sondern seine Analyse gilt immer zugleich der Entwicklung nach vorn. Der Sozialwissenschaftler ist somit stets auch sozialer Prognostiker. Das zeigte schon einer der ersten bedeutenden Diagnostiker der modernen Welt, Tocqueville, dessen Frage nach dem, was ist und geschieht, stets die Form der Frage: Wohin gehen wir? annahm.

Inzwischen ist die moderne Tatsache ständigen sozialen Wandels auch in das gesellschaftliche Bewusstsein eingegangen. Wir alle verstehen heute Gesellschaft als dem Wandel unterworfen, dynamisch und progressiv. Dieses allgemeine gesellschaftliche Bewusstsein stellt den deutlichsten Gegensatz zur alten Gesellschaft dar. Das «Alte Wahre» zu tradieren galt der alten Gesellschaft als das höchste Gebot. Aus der Soziallehre dieser Gesellschaft ist deshalb die axiomatische Identität von Sein und Sollen nicht wegzudenken, und die theologische Philosophie des Naturrechts war der ideologische Kern ihres gesellschaftlichen Selbstverständnisses.

Angesichts dieser naturrechtlichen Soziallehre stellt sich wieder die Frage nach der möglichen Funktion der modernen Sozialwissenschaft als Selbstauslegungsversuch der modernen Gesellschaft. Diese Frage hat ihre Aktualität in dem Masse behalten, in dem die katholische Soziallehre bis heute an den entscheidenden Stücken der für sie klassischen Gesellschaftslehre des Thomas von Aquin festhält. Wir nähern uns einer Antwort auf unsere Frage, indem wir uns an einigen Punkten die individualistische Front gegen die Sozialwissenschaft, wie es sie immer noch zu beobachten gibt, vergegenwärtigen. Die folgenden Beispiele betreffen alle jenen Streit der Fakultäten, in dem die Fachgruppe der Sozialwissenschaften sich heute noch einer mehr oder weniger geschlossenen Phalanx von klassischen Wissenschaften gegenüberstehen.

Die individualistische Front

Besonders in Deutschland standen bis vor kurzem die Geisteswissenschaften in enger, fast unauflöslicher Beziehung zum Individualismus. «Das grosse Kulturideal der Humanität, das Ideal der Totalität persönlicher Entfaltung, welches die Goethezeit beherrschte», war mindestens bis Dilthey herrschend. Dilthey aber «hielt die Soziologie für eine Abstraktion, die das Kollektive aus dem Einzelnen ableite und sich dabei, ohne es zu wissen, einer verkleideten Metaphysik bediene. Die Abneigung gegen die Übertragung der naturwissenschaftlichen Lehre von den Gleichförmigkeiten auf die Deutung geistiger Zustände liess Dilthey eine Soziologie ablehnen, welche die Totalität des gesellschaftlichen Lebens studieren wollte. Es ist nur folgerecht, wenn er dann die Wirklichkeit des individuellen seelischen Erlebnisses in den Mittelpunkt rückt. Der wissenschaftliche Lyrizismus dieser Art ist ein echtes Kind der deutschen Klassik». Diese Sätze über Dilthey sind die Worte eines bedeutenden Geisteswissenschaftlers unserer Tage und zeigen, dass sich ein Wandel in der Beurteilung der Sozialwissenschaft bereits ankündigt². Nun ist es freilich leichter, sich gegen das humanistische Bildungsideal zu erklären, als zu zeigen, wie der geisteswissenschaftlich-individualistische Aspekt zu vermitteln sei mit einem sozialwissenschaftlich orientierten Men-

schenbild. Beide scheinen sich auszuschliessen und in die Alternative «Anpassung oder Widerstand» zu drängen. Der Titel dieses Buches von Helmut Schelsky weist deutlich auf die enge Verknüpfung der geisteswissenschaftlichen mit der pädagogischen Problematik unserer Tage. Soweit die Pädagogik individualistisch orientiert ist – und es ist jedenfalls noch nicht entschieden, ob sie in einer freien Welt sich prinzipiell anders orientieren darf –, steht sie unter demselben Dilemma, unter dem ein rein individualistischer Bildungsbegriff steht. Die Tradition der Geisteswissenschaften reicht weit hinter die grosse Kulturschwelle der sozialen Revolution und das heisst hinter das Aufkommen des sozialwissenschaftlichen Aspektes selbst zurück.

Ähnlich liegt das Problem in bezug auf die Jurisprudenz. Der Jurist geht aus von der Rechtmässigkeit des Gesetzes, und Gesetz ist ihm keine soziologische, sondern eine ethische Grösse. Deshalb erfüllt den Juristen jeder soziologische Relationsversuch mit Misstrauen. Des Juristen «Sätze erstreben Dauer, erheben den Anspruch auf absolute Gültigkeit und tendieren nach metaphysischer Verankerung und Begründung oder wollen doch auf Sätze mit solchem Geltungsanspruch zurückgeführt werden. Aus der Einstellung der Soziologie zu ihrem Gegenstand folgt, dass sie ungeeignet ist, den Anspruch des Rechts nach zeitloser Gültigkeit dieser Normen zu stützen. Ihre Funktion besteht in der Einengung des Kreises solcher absoluten Sätze»³. Die Rechtsauffassung des Juristen ist ihrem Anspruch nach statisch. Der Jurist ist ein Feind jeder Veränderung und, wie Max Weber in seiner Rechtssoziologie zeigt, von Berufs wegen konservativ. Die Frage des Naturrechtes kann unter Juristen deshalb nicht zu Ende kommen, weil mit dem Naturrecht der festste metaphysische Bezug aus der Rechtsaxiomatik herausfallen würde. Recht würde Konvention und verlöre eben damit seinen Rechtscharakter. Der Kampf zwischen Jurisprudenz und Sozialwissenschaft entbrennt immer da besonders heftig, wo soziale Veränderungen neue Rechtsfiguren (wie etwa die der «Sozialadäquanz») notwendig machen. Das Zivilrecht ist seiner Natur nach konservativ, das Strafrecht gesellschaftlichen Veränderungen eher zugänglich, das Arbeits- und Sozialrecht schliesslich gilt einem Juristen alten Schlages kaum mehr als eine juristische Disziplin, weil hier der Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse zum Rechtsprinzip zu werden droht.

Auf dem Gebiet der Staatslehre und des Staatsrechtes spielt der Gegensatz von Staat und Gesellschaft eine für den konservativen Juristen entscheidende Rolle. Dieser Gegensatz wird in Deutschland bis in die jüngste Zeit hinein von einigen Staatsrechtlern festgehalten und gegenüber der Politikwissenschaft verteidigt. Der Politikwissenschaftler ist dagegen geneigt, heutzutage von einem staatlich-gesellschaftlichen Integrationsprozess zu sprechen, da er zwischen Staat und Gesellschaft nicht mehr durchgängig zu trennen vermag. Das Streitgespräch zwischen Staatsrecht und Politik-

wissenschaft gehört heute in Deutschland zu den bedrängendsten geistigen Ereignissen, enthüllt sich in ihm doch einmal eine spezifisch deutsche Verlegenheit (man denke etwa an die in angelsächsischen Ländern völlig unverständliche Obrigkeitssdiskussion oder an die sich in der «Spiegel-Affäre» deutlich abzeichnenden Fronten der «Staatsgesinnung» auf der einen, des «demokratischen Bewusstseins» auf der anderen Seite), zum anderen aber ein sachliches Problem hohen Ranges: Wie lässt sich die geistige Gestalt des Staates mit seinem unaufgebbaren Anspruch auf Verfolgung des Allgemeinwohls in einer gemeinsamen Theorie vereinen mit der sozialen Wirklichkeit einander bekämpfender Interessengruppen, die auf den Staat erheblichen Einfluss nehmen? Unnötig zu sagen, dass diese Frage selbst wiederum nicht nur theoretisches Interesse verdient, sondern eine Schicksalsfrage unserer politischen Wirklichkeit ist.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich das Misstrauen in die Sozialwissenschaft aus dem Misstrauen in die moderne, industrielle, mobile Gesellschaft überhaupt speist. Die klassischen Wissenschaften vom Menschen neigen deshalb heute vielfach zum Konservatismus und zur Zivilisationskritik. Sie tun dies schon deshalb, weil sie als klassische Wissenschaft nicht wie die Sozialwissenschaften selber Produkt des rapiden Wandlungsprozesses der letzten zweihundert Jahre und mithin keine «Krisenwissenschaften» sind, sondern ihr Selbstverständnis aus historisch weiter zurückliegenden Quellen beziehen.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass jede dieser klassischen Humanwissenschaften heutzutage ihre «soziologische Dimension» entdeckt hat. Jede Wissenschaft weiss inzwischen, dass sie in ihrer Forschung gewissen gesellschaftlichen Realitäten Rechnung tragen und ihr Humanum im Horizont der durch den sozialen Wandel hervorgerufenen Veränderung des Menschenbildes interpretieren muss. Insofern die Sozialwissenschaft diese neue Sichtweite vermittelt, kann sie durchaus als eine Grundwissenschaft unserer Tage gelten.

Eine Antwort

Wir wollen zum Schluss versuchen, die anfangs gestellte Frage zu beantworten, ob die Sozialwissenschaften wirklich den Horizont abgeben können, innerhalb dessen die Selbstauslegung und das Selbstverständnis des modernen Menschen statthat. Um es gleich vorweg zu sagen: ich meine nicht. Sobald die Sozialwissenschaft versucht, im Verzicht auf ein transzendentes Bild vom Menschen diesen direkt auf Gesellschaft zu beziehen, und das, was er sein soll, zu messen an dem, was er nach Meinung der sozialwissenschaftlichen Analytiker im Moment ist oder in Zukunft zu werden verspricht, kommt sie in die Nähe unterschwelliger ideologischer Bezüge, die ebenso

gesellschaftstranszendent sind wie ein sich offen theologisch oder philosophisch ausweisender Bezug. Gesellschaft kann sich nicht auf sich selbst beziehen, ohne dass eine ratlose Tautologie dabei herauskäme. Es ist interessant und lohnend, die verschiedenen Versuche zu verfolgen, die seit dem 18. Jahrhundert angestellt worden sind, in der Gesellschaft selbst das Prinzip ihrer Normierung und Formierung zu entdecken⁴. Diese Versuche sind alle fehlgeschlagen oder unter grossen Opfern abgeschlagen worden. Auch bei gegenwärtigen Versuchen dieser Art, die nie abreissen, lässt sich zeigen, dass für Fakten, die man angeblich allein sprechen lässt, stets Normen substituiert werden. Ich erinnere nur an die in der Demoskopie übliche Verwechslung des politischen Normbegriffes der Öffentlichkeit mit dem empirischen Begriff sogenannter Repräsentativergebnisse.

Jede Gesellschaft braucht, gestern wie heute wie immer, ein Bild von sich, das die reine Faktizität auf eine Norm hin übersteigt. Diese Tatsache wird durch die andere nicht beeinträchtigt, dass sich Normen ohne faktische Stützung, ohne ihre «Nützlichkeit» also, nicht halten können, sondern mit ihrer Brauchbarkeit korrespondieren. Die Frage nach der Bestimmung des Menschen ist nach wie vor unabsehlich und lässt sich nicht durch einen einfachen Rekurs auf die faktische Gesellschaft beantworten. Dies bedeutet, dass alle Wissenschaften, die mit der Frage der Bestimmung des Menschen, das heisst mit Normen zu tun haben, in einer bestimmten Hinsicht weniger von den Sozialwissenschaften haben können, als man gemeinhin annimmt. Weder die Theologie noch etwa auch die Pädagogik, um zwei wichtige Normwissenschaften zu nennen, können von der Sozialwissenschaft ohne weiteres eine prinzipielle Antwort auf die Frage erwarten, was der Mensch sei oder was ihm gut sei. Und wenn sie sich trotzdem der Sozialwissenschaft blindlings anvertrauen, akkommodieren sie sich, ohne es zu wissen, den Vorstellungen, die in der Sozialwissenschaft unbewusst die Forschung bestimmen⁵.

Und doch ist die Sozialwissenschaft mehr als eine Modewissenschaft, mehr nämlich in dem Masse, in dem unsere Gesellschaft von Kräften bewegt wird, die die Entscheidungsmöglichkeiten des Individuums häufig stark einschränken. Jede Normwissenschaft wird deshalb gut daran tun, ihre Bilder vom Menschen an den Ergebnissen der Sozialwissenschaft zu prüfen und sich zu fragen, in welcher Weise ihr Humanum in unserer Zeit praktische Aussichten auf Verwirklichung hat.

Was das Wort «Würde», im 1. Artikel des deutschen Grundgesetzes, was das Wort «Sittengesetz» bedeutet, lässt sich offenbar nicht beantworten ohne Rückgriff auf die Frage, was der Mensch überhaupt sei und vor allem: was er sein soll. Diese Frage beantwortet die Sozialwissenschaft als analytische, empirische Wissenschaft nicht. Wohl aber kann sie helfen, die Inhalte, die wir durch das Sittengesetz und die Würde des Menschen für geboten halten, zu verwirklichen: Wie die Gestalt des Staates abhängt von dem Bild,

das seine Bürger vom Menschen haben, so hängt der Begriff der Sozialwissenschaften ab von der Humanität dessen, der sie betreibt.

¹ Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Freiheit, München 1961, S. 13. – ² Werner Richter, Von der Bedeutung der Geisteswissenschaften für die Bildung unserer Zeit, Köln-Opladen 1953, S. 18 und 21. – ³ Erich Fechner, Das Naturrechtsproblem und die Soziologie: in: Soziologie und Leben, hg. von C. Brinkmann, Tübingen

1952, S. 115. – ⁴ Vgl. Martin Greiffenhagen, Politische Theologie und Politikwissenschaft, in: Gesellschaft – Staat – Erziehung 1963, S. 142–156. – ⁵ Vgl. Joachim Matthes, Ideologische Züge in der neueren evangelischen Sozialarbeit in Deutschland, in: Lutherische Rundschau 1960, S. 30–55.

Die Mathematisierung der Sozialwissenschaften

HERBERT LÜTHY

Der Bereich der Humanwissenschaften, zu denen ich mit kühner Selbstverständlichkeit auch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften rechne – das heißt der Wissenschaften, die sich mit dem Leben und Handeln, Produzieren und Organisieren der Menschen im Spannungsfeld der menschlichen Gesellschaften befassen –, ist derart unüberblickbar geworden, dass schon die blosse Nomenklatur ihrer Einzeldisziplinen und spezialisierten Unterdisziplinen Kopfzerbrechen bereitet. Ihnen allen ist, wenn auch mit unterschiedlicher Schwere der Krisensymptome, eine Problematik gemeinsam, die mit den Stichworten «Mathematik» und «Sozialwissenschaft» nur ange deutet wird: die Polarität zwischen der erstrebten Wissenschaftlichkeit der Methode und der wissenschaftlichen Unausschöpfbarkeit des Wissensgebiets. Der Historiker, für den alle sozialen und ökonomischen Vorgänge historische Vorgänge sind oder morgen sein werden und der deshalb alle wissenschaftlichen Theorien über solche Vorgänge und ihre – vergangene, gegenwärtige oder künftige – Gesetzmässigkeit als Theorien über den Ablauf der menschlichen Geschichte zu betrachten hat, ist dieser Polarität in besonderer Weise ausgesetzt: nicht so sehr als rückwärtsgewandter Prophet wie als Antiprophet, der aus dem Schiffbruch der Prophezeiungen von gestern das gelernt hat, was er die Ironie der Geschichte nennt. Das Gebiet, das er beackert und dem täglich neu zuwächst, was gestern Gegenwart und vorgestern noch Zukunft war, lässt sich nicht als einheitliches Gesamtgebiet einer methodisch einheitlichen exakten Wissenschaft konstituieren; Ge-